

Ivan Cankar
KRPANS STUTE



Ivan Cankar
Foto: Avgust Berthold

Ivan Cankar, geb. 1876 in Vrhnika (Oberlaibach), gest. 1918 in Ljubljana, war der bedeutendste und einflussreichste slowenische Autor der Moderne. Er verbrachte zwischen 1896 und 1909 insgesamt mehr als elf Jahre in Wien und thematisierte das Leben in der Großstadt in einer Vielzahl von Erzählungen und Romanen. Als streitbarer Satiriker, Essayist und politischer Denker trat Cankar gegen intellektuellen Provinzialismus und politischen Opportunismus in jeglicher Form auf, was ihm immer wieder Anfeindungen von Seiten der Kritik, aber auch politische Repressalien von Seiten der österreichischen Behörden einbrachte.

Erwin Köstler, geb. 1964, Übersetzer slowenischer Literatur und Literaturwissenschaftler, lebt in Wien. Zu den von ihm übersetzten Klassikern gehören neben Ivan Cankar Vladimir Bartol, Slavko Grum, Srečko Kosovel, Prežihov Voranc und Vitomil Zupan. An zeitgenössischen Autorinnen und Autoren sind u. a. Franjo Frančič, Drago Jančar, Mojca Kumerdej, Sebastijan Pregelj, Andrej E. Skubic und Breda Smolnikar zu nennen. Köstler wurde für seine Arbeit mehrfach ausgezeichnet.

Ivan Cankar

Krpans Stute

Satiren und Erzählungen

Übersetzung aus dem Slowenischen,
Nachwort und Anmerkungen
von Erwin Köstler



Übersetzung: Erwin Köstler, Wien
Korrekturat: Evelyn Bubich, Wien

Layout & Satz: Verlag Johannes Heyn
Druck & Herstellung: Florjančič tisk, Maribor, Slovenia

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.
Verlag Heyn Ges.m.b.H. & Co KG
Friedensgasse 23, 9020 Klagenfurt am Wörthersee, Österreich,
www.verlagheyne.at, office@verlagheyne.at

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2026
ISBN 978-3-7084-0724-1

Printed in EU

Der Übersetzer bedankt sich für die Zuerkennung eines Werkzuschusses durch die Literar-Mechana Wahrnehmungsgesellschaft für Urheberrechte GesmbH sowie eines Arbeitsstipendiums durch das Bundesministerium für Wohnen, Kunst, Kultur, Medien und Sport der Republik Österreich.

Der Verlag dankt allen Förderern für ihre Unterstützung, insbesondere der Öffentlichen Buchagentur der Republik Slowenien, Javna agencija za knjigo RS.

Inhalt

Jubiläum	7
Krpans Stute	
Studie über das Theater	20
Govekar und die Govekars	27
Zweierlei Wahrheit	37
Prešeren	51
Anastasius von Schiwitz	65
Novellen	
Auf der Insel	80
Eine unanständige Liebe	93
Im Frühling	114
Die letzten Tage des Štefan Poljanec	130
Nachwort	197
Anmerkungen	209
Quellen	219

Jubiläum

Es war ein weiter Weg von den »Vignetten« bis zu »Krpans Stute«, vom ersten bei meinem Freund Schwentner erschienenen Buch bis zum zehnten; und ich begehe mein Jubiläum allein in meinem abgeschlossenen Zimmer, ohne Freude und ohne Genugtuung. Das Einzige, was mir dieser Kreuzweg gebracht hat, ist eine tiefe Müdigkeit, und der einzige Freund, der mit mir feiert, ist der Tee, der im Samowar vor mir lustig gluckert.

Müdigkeit und Lebenskel, das ist der Meilenstein, auf dem ich jetzt raste, um schon morgen weiterzuwandern, vielleicht in ein noch stilleres Dunkel, vielleicht in noch tiefere, kältere Resignation. Egal, wie und wohin! Ich sah Leute, die noch höher hinauswollten, sich noch gewaltiger sehnten, als ich es einst tat: Sie erreichten auch nicht mehr, Resignation und Ekel, das war es, was sie erreichten ...

*

Mein Zuhause war damals recht eigenartig. Ein großer, dunkler, nahezu leerer Raum tief unterhalb der Straße. Ganz oben gab es zwei vergitterte Fenster, und wenn ich hinauf sah, sah ich Füße; nur Füße, bis zu den Knien – ein Gesicht bekam ich höchstens zu sehen, wenn irgendein Knirps sich bückte, in meine Stube schaute und die Zunge herausstreckte.

Wenn es windig war, wälzten sich Wolken von Staub herein, sodass ich mir Augen und Mund zuhielt wie auf der Straße; das eine Fenster war zerbrochen, das andere ließ sich nicht schließen; wenn ich es zuschlug und verriegelte, stieß der Wind es gleich wieder scheppernd auf. Gegen Abend fielen Schwärme jener großen, böartigen, gnadenlosen Stechmü-

cken ein, die sogar durchs Betttuch Hände und Wangen finden. Ich lag eingewickelt auf dem heißen Bett, durchs Fenster erbrach sich der heiße Staub, etwas höher tönten die heiseren Lieder betrunkenen Matrosen ... ich aber hing romantischen Träumen nach, und über all meiner Bitterkeit lag ein weiches, freundliches Licht wie der Mondschein über Verliebten und eine unbegreifliche, kaum erahnte Freude war in all meinem Schmerz ...

Damals, in diesem öden, heißen istrischen Nest, beschritt ich den Weg. Weiß Gott, was für ein Zufall mich dort hingestoßen hatte. Es war ein glutheißer September; die Sonne am Himmel zerschmolz, floss auf die Erde, und Himmel und Erde und Luft, alles war in das glühende Licht getaucht. Die Schwüle stieg dick aus dem Hafen, die Fischerbarken mit den bunten Flickensegeln schaukelten sacht, auf den Booten, am Strand, sogar neben den Straßen lagen halb entblößte, schweißglänzende, sonnengebräunte Leute in offenen blau-bunten Hemden und Leinenhosen und dösten mit offenem Mund. Ich irrte wie im Schwindel durch die staubigen Gassen und wünschte mir selbst, mich unter den bunten Segeln einer Barke auf den Rücken zu legen; das Meer unter mir würde wippen, würde dumpf gegen das Ufer schlagen, und ich würde liegen und träumen ... endlos träumen, einen unklaren Traum ohne Worte und Bilder ... und weit hinter dem Traum, hinter dem unklaren weichen Licht, läge mein Leben ...

Am Abend, wenn der müde Himmel erlosch, begab ich mich aus der Stadt in diese traurige, unendlich einsame Landschaft, die, steinig und unfruchtbar, die Mutter meiner Träume und meiner Hoffnung war. Ich ging in den niedrigen, mit heißem Gestein übersäten, von Gestrüpp, Disteln und saftlosem, dürrer Gras bewachsenen Hügeln. Weit, bis hin an den Horizont: niedrige, wellige Anhöhen, Steine und Disteln, stille, in der Stille seufzende, endlose Einsamkeit ... Und aus der

Stille, der Einsamkeit erhoben sich meine Träume, stieg meine Hoffnung wie eine hohe und ruhige Flamme zum Himmel empor.

Auf einem Hügel am Meer standen graue Mauern, ein Kastellchen, versteckt hinter Felsen und verwachsen mit Gras und Moos; ein einzelnes dunkles Fenster schaute in die Landschaft. Der Soldat, der dort Wache schob, sah mich mit finsterer, schläfriger Miene an, fuchtelte mit der Hand, um eine Mücke zu vertreiben, machte seinen Schwenk und schritt langsam, verschlafen weiter. Ich ging durch Dornengestrüpp und über eine mit Steinen gespickte und von niedrigem, gelbem Gras überwachsene Lichtung, ging dorthin, wo tief unten das freie Meer die steilen schwarzen Felsen bespülte. Weit, weit fort ... eine schmerzliche und freudige Sehnsucht erfasste mein Herz, den träumenden Augen eröffnete sich still die Unendlichkeit ... »Weit fort!«, rief ich in der Einöde; und groß war die Hoffnung in mir und groß die Freude. Jetzt weiß ich: Damals sprach ich mit Gott; das eine Mal und nie wieder.

Die Straße, zuvor weiß und heiß, lag lautlos im Schatten, als ich zurückging. Unten im Hafen flimmerten Lichter, manchmal funkelte es in den schwarzen Wellen; die Stadt war hell, ein strahlender Reif am Meer. Und hinter den Sträuchern am Straßenrand, in einem einsamen Garten, stand ein Haus; und die Tür ging auf und Marietta kam und begrüßte mich ... Wo bist du jetzt, Marietta? Breit, prall, dunkelrot waren ihre Lippen; ihre Mandelaugen sahen munter aus dem Dunkel. Wir gingen in den Garten; ich lag auf dem Rücken, die Hände hinterm Kopf, und schaute in den Himmel, der schummrig durchs Feigenlaub glänzte; Marietta pflückte reife, schon zuckersüße Feigen von den niedrigen Zweigen, weil ich hungrig war; sie brachte mir in einem Krug Wasser, weil ich durstig war. Dann legte sie sich neben mich, und ich, der ich sie nicht sah und in müder, rauschhafter Benommenheit in den Him-

mel starrte, spürte im ganzen Körper die pralle Wärme ihrer jungen Lippen ... Wo bist du jetzt, Marietta? ...

Ich kehrte in meine heiße, stickige Stube zurück, die so voller Staub war, dass mir die Kehle wehtat. Ich zündete die Lampe an und setzte mich an den Tisch; das Fenster über mir war schon dunkel, nur manchmal, wenn ich hinauf sah, erblickte ich ein Gesicht, das blöde und verzerrt in dem schräg nach oben fallenden gelben Licht in meine Wohnung starrte ...

Meine Träume waren noch in der einsamen Landschaft, auf dem Meer und bei Marietta. Sie sehnten sich aus der Einsamkeit und Bitternis ins Unendliche, verlangten nach Liebe; Schönheit durchwob und tränkte sie wie das frische Licht die Morgenluft durchweht und tränkt ...

Damals schrieb ich mein erstes Drama und meine ersten Novellen. Damals war ich ein Poet. In all der Bitternis, all der Erniedrigung und Not empfand ich damals nichts anderes als Schönheit und Sehnsucht, eine unbewusste Sehnsucht – wer kann mir sagen, wo ich bin, wo ich hinmuss? – und eine große, gläubige Hoffnung. So trat ich diesen Kreuzweg an: mit erhobenem Haupt, das Gesicht in der Sonne ...

Wo bist du jetzt, Marietta?

*

Wie seltsam ist diese »blaue Blume der Romantik« verkümmert, wie traurig ist sie verwelkt! Diese Zeit liegt weit hinter mir, weit fort sind die Träume und ich weiß kaum noch, ob es dieses Leben wirklich gegeben hat, das Leben des Poeten, ein Leben ohne Zweifel und Kampf, ob es wirklich war, oder ob ich es mir selbst in der späten Sehnsucht des Alters erschaffen habe.

Damals gab es noch keine Literatur, keinen Literaten und kein Publikum. Es gab keine Öffentlichkeit, keine Verhältnis-

se, keine Standpunkte, es gab kein Wirken, keine Clique, keine Koterie, keine Freunde und Feinde, keine Gegner und Anhänger, keinen Govekar und keinen Tominšek, keinen Lampe und keinen Merhar ... es gab auf der großen weiten Welt nichts anderes als mich und meine Träume. All die Gespenster, die jetzt am helllichten Tag auf der Straße herumlaufen und anständige Leute belästigen, waren damals noch nicht geboren. Denn damals war ich ein Poet. Und wenn mir jemand gesagt hätte: »Dem einen oder andern passen deine Träume nicht!«, wäre ich sehr erstaunt gewesen und hätte gerufen: »Wie kann dieser Herr sich erdreisten, meine Träume so unchristlich anzusehen? Selber schuld, wenn sie ihm nicht passen!« ...

Traurig verwelkte die Blume der Romantik, und mir, Gott seis geklagt, tat sie gar nicht leid, ich stieß sie noch selbst mit frevelndem Fuß in den Dreck. Eine Zeit brach an, so lächerlich traurig, wie es weder die Zeit der Romantik war noch die jetzige Zeit der Resignation und des Ekels es ist ...

In einem engen kalten Zimmer, in einer im Meer des kaiserlichen Wien verlorenen Gasse der Vorstadt, krank, früh gealtert, schrieb ich mein zweites, von Galle und Hass erfülltes Drama. Eine hohe Mauer bestarrte mit ihrem blinden Weiß mein Zimmer; nur ganz oben gab es ein offenes Fenster, aus dem ein schön frisiertes, breit und zufrieden lächelndes Frauengesicht auf mich herabsah. Ich schlug das Fenster zu; damals mochte ich keine breiten, lächelnden Gesichter. Draußen fiel der erste Schnee und der Sturm klopfte ans Fenster; ich ging, um dem Heimweh, der Bitterkeit und der Selbstquälerei zu entfliehen.

Vielleicht sehe ich, was war, in einem verzogenen Spiegel und die Formen sind krumm und entstellt. Vielleicht sieht es wie weinerliche Selbstliebe aus, wenn ich aus der unendlichen, allumfassenden Misere mein Bild herauslöse und es den Leuten an die Wand hänge, damit sie sich aufregen. Aber ich

schwöre, dass keine Selbstliebe im Spiel ist; sie ist so entbehrlich wie die Selbstbeziehung. Und ein krummer und verzoGENER Spiegel schadet nicht; je mehr eine Gestalt karikiert ist, umso wahrhaftiger treten ihre Züge hervor.

Also seht ihn euch an, Leute, den Don Quichotte! Er ist derselbe wie vor tausend Jahren, er hat sich nicht verändert! Sein Idealismus ist so groß wie einst: Er macht aus Windmühlenflügeln mutige Ritter und aus dem dicken Sancho einen König; auch sein Kampf ist so notwendig und nützlich wie einst – schon um die ernste Menschheit zu unterhalten; anders liegen die Dinge nur insofern, als es immer mehr Don Quichottes gibt und Cervantes tot ist ...

Als ich zu Don Quichotte wurde, was früh geschah, öffnete ich die Augen und erblickte mich und somit alles, was war. Im Spiegel meiner Seele, verzerrt vor Verbitterung und Gram, sah ich die Welt und ihr großes, Angst und Bewunderung erheischendes Unrecht. Sie war es, der das Unrecht entsprang, es konnte nicht kleiner, nicht anders sein, es war naturgegeben und notwendig und groß wie die Welt ...

Schwer lastete damals Gottes Hand auf mir. Es war die traurige, langweilige, in ihrer Gemeinheit und Bitterkeit immergleiche Geschichte, die in mein Herz einen Eimer Galle goss und es für immer vergiftete ... Schau dort, die ungebrauchte, zurückgewiesene, verworfene Kraft! Sag, wer liebt sein Volk, wer liebt den Menschen, wie du ihn liebst? Mit einer Liebe so groß und tief, dass sie dem Hass gleicht? Wer sehnt sich nach ihm und flieht ihn wie ein Verliebter, dem die Liebe Herz und Hirn verdreht hat? Du hast dir die Brust aufgerissen, Knabe, dir das Herz herausgerissen, es dem Volk gereicht, das du liebst mit dieser dunklen Kraft – wer war es, der deine Hand ausgeschlagen, dein Herz verstoßen hat?

Mir hilflosem, mit allen Nöten beladenen, seufzenden Waisen kam ein Gedanke: Kampf, ewiger Kampf, bis zum

Ende, bis zum letzten Tropfen! Und kaum war er gedacht, verschwanden alle Nöte, die Last fiel auf einmal von mir ab, das Herz seufzte nicht mehr; und ich trug die Armut und Bitterkeit als meinen gottgegebenen Anteil.

Die Freude jener Tage war um nichts geringer als das verträumte Glück in der Romantik. In meinem Körper, der davor so müde war, wallte das lebendige Blut auf, die Galle im Herzen wurde mir süß und ich betrat mit übermütiger Miene die Arena ... ich, Don Quichotte von Geburt und Beruf ... Mein Körper bebte in lebendigem Feuer; draußen fiel der erste Schnee, und der Sturm klopfte ans Fenster, in meinem kalten Zimmer aber war der fröhliche, sonnige Frühling.

Ich verstehe kaum noch die Hoffnung jener Zeit, kann sie kaum mehr in Worte fassen. Den reifen Augen eröffnete sich das Leben in all seinem Unrecht, all seiner Lüge und Rohheit, seiner unfassbaren Lächerlichkeit – und ich erschrak nicht, wankte nicht und nahm es an. Ich freute mich über die Offenbarung wie ein kampfbegieriger, kraftstrotzender Mensch über den Feind ...

Ich verstehe diesen Menschen, seine Hoffnung, seine Mühe nicht mehr. Ich verstehe ihn nicht und schäme mich fast wie für einen jüngeren Bruder, der sich töricht verhält und mich in einer anständigen Gesellschaft blamiert ... Wäre sein Kampf wenigstens ein literarischer gewesen! Wie viel davon haben wir schon erlebt, und keinem dieser tapferen Kämpfer ist je etwas passiert! Im Gegenteil: Ein literarischer Kampf ist etwas Interessantes und Nützliches, es gibt viele, die darüber erzählen könnten. Ich feiere heute das Erscheinen meines ersten Buches, und schon beim ersten machte ich mit hohem, nicht eben notwendigem Pathos mein Kreuz und Amen über alle literarischen Kämpfe. Vielleicht wusste ich es noch gar nicht und ahnte nur, dass bei solchen Papierschlachten für gewöhnlich nichts anderes herauskommt als Gestank und

Reue ... Doch der Kampf jenes jungen Menschen, der offenen Geistes in seinem ungeheizten Raum donquichottierte, war von Beginn an kein literarischer. Um nichts in der Welt scherte ich mich so wenig wie um die Literatur, die für mich von jeher etwas überaus Verachtens- und Begähnnenswertes war. Die Literatur ist ein Reich für sich, ein Zwergenreich; Zwerge fahren einander dort in die Haare, kämpfen mit Papierschwertern, das Leben steht draußen am Zaun und lacht ... Meine Arena war nicht die Literatur, ich stand in der Arena des Lebens! Ihm, dem universalen, allumfassenden Leben, sagte ich den Kampf an; mit heißem Blut und stolzem Herzen stürzte ich mich in den Kampf, und ich ging bedrückt und müde daraus hervor. Nicht besiegt, höchstens blamiert ...

Ich schrieb damals die mittleren meiner zehn Bücher. Es sind nicht die schlechtesten, auch nicht die besten, doch sie sind es, die ich liebe. Die Flamme, die vor meinen träumenden Augen der istrischen Einöde entstieg war, loderte damals in mir auf, umgab mich ganz. Ich wusste nicht, was Kraft ist, weil die Kraft in mir war wie das Leben und das Blut; ich wusste nicht, was Kampf ist, weil der Kampf für mich so natürlich war wie das Atmen; ich wusste nicht, was Leiden ist, weil ich dachte, das Leiden sei das Attribut meines Standes und Namens ... Ich sah das Unrecht und protestierte mit großer Geste dagegen; ich sah das Lächerliche und zeigte laut lachend darauf, damit es die Leute erkannten; und ich sah schon damals die geehrten, sich aufopfernden Patrioten und gab den Leuten zu verstehen, dass es längst kein ehrloseres Amt gebe als den aufopferungsvollen Patriotismus ... Und ich, der ewig verlachte Don Quichote, dachte, dass die Leute mich hören und verstehen würden. Doch sie hörten weder noch verstanden sie, denn sie hielten mich für einen Literaten. Und darum verlauteten sie, dass ich sehr schön gesprochen hätte, dass meine Sprache wohltönend und angenehm sei; sie berichteten

aber nicht, was ich gesagt hatte. Sie redeten über die Worte, den Sinn verschwiegen sie ...

Das waren die Zeiten, in denen ich Künstler war. Ich war stets überzeugt, dass der Künstler einzig dazu berufen sei, zu kritisieren und zu kämpfen. Vielleicht funktioniert mein Gehör anders als das Gehör der anderen, vielleicht ist es beschädigt: Schon im leisesten, süßesten lyrischen Gedicht höre ich die Anklage, die sich dem Leben entwunden hat wie ein Seufzer. Das einzige Erbe aus diesen schönen Zeiten ist die Überzeugung, dass ein Künstler, der sich anpasst, kein Künstler mehr ist. Wer die Augen verschließt, ist ein Blinder. Ich hasse nichts so sehr, als wenn jemand ruhig und mit offener Nase an einer Mistgrube vorbeigeht und sagt: »Das ist kein Mist! Das ist brauchbare Materie, die dem Bauern zum Nutzen und Wohl gereicht!« Ich kann nichts darauf sagen, doch so viel weiß ich, dass er sich angepasst hat und dass er kein Künstler ist ... Ist ein Künstler, wer sich vor seinem Modell verbeugt und auf das Bild zeigt: »Sieht nicht aus wie du, ist aber schön geworden!«, anstatt aufzulachen: »Ist nicht so schön, denn es sieht aus wie du«? Ist denn ein Künstler, wer nicht weiß, dass alle Schönheit Kritik und Anklage ist, schon deshalb, weil sie Schönheit ist? Dass schon die bloße Sehnsucht nach Schönheit eine Verurteilung des Lebens ist? Und dass ehrlos ist, wer Schönheit und Wahrheit errahnt hat und seine Sehnsucht, seine Ahnungen verleugnet? ...

Es ging vorüber. Das waren Tage, die ich mir manchmal im Stillen herbeisehne ... mit allem Drum und Dran, mit all der dreisten Hoffnung, all dem Elend und Leid! Ich hatte mich aufgemacht, um die Welt zu verändern, und die Welt veränderte mich. Was die gerechte Strafe für mein törichtes Handeln war ...

Ursprünglich hatte ich vor, zu diesem feierlichen Anlass meinen Lebenslauf zu schreiben. Jetzt, wo ich ihn schreiben müsste, habe ich es mir überlegt. Mein Gesicht schaut aus all den traurigen Geschichten, die ich den Leuten erzählt habe; wozu es noch einmal malen? Und wenn ich es malte, wäre es nichts als eine Karikatur, denn ich habe trotz allem noch den Humor, aus dem ernstesten, mit ernster Hand geschaffenen Porträt die Karikatur grinsen zu sehen.

Und es wäre eine langweilige Karikatur, keine lustige. Dieses lächerliche Leben, das ich selbst nicht verstehe und das ich betrachte wie das Leben eines seltsamen, erbarmungs- und spottwürdigen Fremden – es trottete gleichmäßig, müde, still, wie ein Blinder in immer demselben, ewig ewigen, ersticken-den Schatten dahin ... und wird weiterröten. Wer will denn so eine graue Ödnis malen?

Ich brauche nicht den Romantiker aufzuwecken, der in den istrischen Hügeln schläft und seine langen, schönen Träume träumt; brauche nicht den müden Kämpfer wachzurütteln, der beschämt und traurig in einem Wiener Zimmer liegt und mit geschlossenen Augen an die Zeiten denkt, in denen er nicht allein war. Was bringt mir jetzt diese lächerliche Gesellschaft, was fange ich mit dem Romantiker und dem Kämpfer an? Jetzt, wo das Herz ruhig und resigniert und voller Ekel ist und wo ich mir auf die Fahne geheftet habe: Egal wie und wohin! – Segle, Barke, das Meer ist groß, es steht dir nach allen Seiten hin offen und wir wünschen uns keinen Hafen!

Ein graues, schweres, freud- und glückloses Leben voller Mühe, Bitterkeit, Kampf und Leiden ist vorübergegangen wie ein großer, Frost und Grauen atmender Schatten. Es ist vorbei. Ganz kurz, für mich war es eine Minute, hat es sich dem erschrockenen Herzen gezeigt, ein himmelhoher Schatten, und ist verschwunden. Und am Ende Ruhe und Ekel ...

In dieser Ruhe, unter der heiligen Parole »egal wie«, schrieb ich meine letzten Bücher. Ich weiß nicht genau, warum ich es tat, wozu ich sie schrieb. Leicht und traurig wäre die Ausrede: Du bist ein Künstler, darum hast du geschrieben! Du hättest auch saufen und träumen können! Warst ja nicht gezwungen, deinen Träumen einen Körper zu geben und ein Werk auf den Markt zu werfen, das die Leute bespucken, weil es ein Kunstwerk und weil es Kritik ist! Dich hat doch niemand genötigt, herzugehen und Sachen zu erzählen, die die Gesellschaft nicht hören mag! Du hättest tun können, was andere tun, hättest das altehrwürdige Banner hochhalten können: Man muss leben! – Das alles sind goldene Wahrheiten, und viele richten sich nach ihnen; ich aber richte mich noch nicht danach, weil eine angeborene Tugend, die Rachsucht, mich davon abhält. So sind die letzten Bücher auf dem fruchtbaren, gut gedüngten Acker der Bosheit und der Verachtung gewachsen.

Was für eine Wonne, ohne Begeisterung, mit offenem Auge und Spott sein Herz zu zeigen! Die Trauer ist kaum mehr Trauer, die Freude keine Freude mehr. Schlimm ist nur, dass es so viel Zeit und Groll braucht, ehe sich der freundliche Friede um einen legt, der große, verächtliche Friede, der der Erkenntnis entspringt. Und was für eine Vorsicht vonnöten ist, damit dieser warme Mantel nicht plötzlich auseinanderfliegt! So fest ich ihn auch zuhalte, noch immer springt manchmal ein Knopf auf, bläst mir der Wind von draußen in den Mantel, ein Wind aus den wunderschönen südlichen Gefilden, die ich wie eine Mutter liebte. Das Auge beschlägt sich, Erinnerungen rauschen auf ... Als einmal der Knopf aufsprang und es von Süden her rauschte, schrieb ich ein Buch, das einzige, das ich selbst lese und das ich liebe. Ich dachte: Du hast genug Bitterkeit gegeben, schenk ihnen etwas Goldenes, damit sie sehen, wie reich du bist! Ich tat es, und sie spuckten

auf mein Geschenk. In meinen Händen war es Gold; kaum berührten sie es mit ihren schmutzigen Fingern, verwandelte es sich in Dreck. Also – egal wie! Sprich aus, was du in deinem Herzen liest; schließ die Augen, schau deinem Zuhörer nicht ins Gesicht. Mag er weinen oder lachen, mag er dir zum dankbaren Gruß die Hand entziehen oder dich anspucken: Schau ihn nicht an! Egal wie und wohin! ...

Mancher Jüngling wird mit weinendem Auge fragen: Wenn es so ist – wozu dann die Kunst? Und wozu das Leben? Soll man den Rock, der einem zu schwer ist, nicht ablegen?

Ach, Junge, wenn es den Trost nicht gäbe! Gott, der barmherzig ist, hat so viele Patrioten erschaffen, dass sie zwölf Poeten zum Trost reichen würden. Und außerdem hat er in seiner Güte die lange Reihe der slowenischen Politiker erschaffen, hat die slawische Wechselseitigkeit und ihre Wortführer erschaffen, hat die bunte Menge der Literaten erschaffen, die Diener meines Humors sind, hat das Häuflein Lyriker erschaffen, die Župančič nachjagen, ohne zu wissen, wo es langgeht; in seiner Zerstretheit hat er auch die radikalnationale Partei erschaffen, war darum zornig und hat meine Kritiker erschaffen, und zu guter Letzt hat er mir seine unendliche Gunst erwiesen und ein höchst seltsam schönes Mädchen erschaffen, das mir den Arm um die Schulter legt, wenn ich traurig bin, und mich mit seiner schönen Stimme fragt: »Was kümmert Sie denn das Gesindel?«

So ist es, Junge! – Ohne Traum, ohne Kampf, mit ruhigem, resigniertem Auge schau ins Leben; dann wird im Herzen die Schönheit keimen, in der Schönheit die Kritik und die Satire! Du hast genug gelitten, genug geblutet! Und nun – egal wie und wohin!

Wien, August 1906.

Krpans Stute

Studie über das Theater

Ein glühender Sonntagnachmittag. Der ganze mit Sand bestreute und mit einem hohen Zaun umgebene Hof lag noch in der Sonne. Hinten auf der Terrasse, eine Stufe höher, drängte man sich im schwülen Schatten. Dort waren alle Tische besetzt; bald aber füllten sich auch die langen Tischreihen im Hof. Den größeren Teil des Publikums bildeten Frauen; Arbeiterinnen und Dienstmädchen. Trotz der Hitze waren die Gesichter froh und voller Leben; die geschmacklosen bunten Blusen und die großen Kunstblumen auf den altmodischen Hüten leuchteten hell. Da waren auch viele Kinder; sie schrien und jagten zwischen den Tischen herum. Kellner in abgetragenen, fettigen Schwalbenschwänzen, mit schmutzigen Krügen und schmutzigen Servietten rannten verschwitzt und schnaufend von Tisch zu Tisch.

Ganz hinten im Hof stand eine lange und schmale, fast einen Meter hohe Bühne mit einem grauen Leinendach und ohne Vorhang. Auf den Brettern lag ein staubiger, ausgefranster Teppich; wenn einer der Schauspieler schwer auftrat, wenn er in seiner Liebesleidenschaft niederkniete oder wenn er getötet zusammenbrach, stieg eine Staubwolke auf. Neben der Bühne stand ein Holzverschlag, der aussah wie ein großes Dorfklosett. An die windschiefe Tür war ein Papier genagelt, und auf dem Papier stand zu lesen: »Schauspielergarderobe«. An der Kulisse lehnte sehr teilnahmslos und mit frecher, spitzbübischer Miene ein junger Bursche in vernudelten Kleidern; er hielt eine Klingel in der Hand, vor ihm auf dem Boden lag eine Harmonika. Die Garderobentür ging auf und zu; eine dicke Frau in rotem Kleid, mit weitem Dekolleté und gepudertem Gesicht erschien. Hinter ihrer Schulter tauchte ein knochiges, muffiges und verschlafenes Männergesicht auf.

Der Bursche klingelte. Von einem Tisch auf der Terrasse erhob sich ein breitschultriger Mann in einem schon etwas älteren Frack; er durchmaß den Hof mit langen Schritten, sah kurz zu den Tischen zurück und hüpfte auf die Bühne. Mit seiner vertrockneten, fahlgrauen Physiognomie, der Frisur und dem süßlichen Geschau glich er einem arbeitslosen Kellner. Er legte die linke Hand auf die Brust, drückte die rechte an die Hosennaht und verbeugte sich so tief, dass man den kahlen Scheitel sah. Wortlos. Dann drehte er sich um, ging gemessenen Schritts und mit ernster Miene über die Bühne und begab sich in die Garderobe. Das war wohl der Direktor. Der Bursche sah ihm nach, lächelte spitzbübisch und klingelte abermals. Sofort ging die Garderobe weit auf, und seltsam gekleidete Leute erschienen – in bunten Lumpen, wie sie die Trödler für den Fasching verkaufen. An den Frauen blitzte alles von bunten Schleifen, roten Blusen und Schürzen, von goldenen Hals- und Armbändern; die Männer trugen kleine Hüte mit riesigen Federn, Westen mit silbernen Knöpfen, grüne Joppen, Lederhosen, nackte Knie und grüne Strümpfe. Das Publikum erriet sogleich, dass es eine Bauerntracht vor sich hatte, und freudiger, ehrlicher Applaus erscholl über den Hof, von Zaun zu Zaun. Schon drängte man sich auf der Straße, Burschen erkletterten den Zaun und starrten mit großen, neugierigen Augen.

Zuerst die Tragödie. Nirgends wird der alten griechischen Tradition so genau entsprochen wie auf den Vorstadtbühnen, in diesen verlassenen Gärten und Höfen, in denen die Volkskunst ihr Zelt aufschlägt. Das Traurige zuerst und dann der Trost, Freude und Tanz: So erholt sich das erschrockene Herz, findet eine Stütze für die jämmerliche Gegenwart und fasst Hoffnung für die Zukunft.

Soweit ich mich erinnere, war diese tragische Pantomime sehr turbulent, voll tiefer Konflikte, blutiger Intrigen und er-